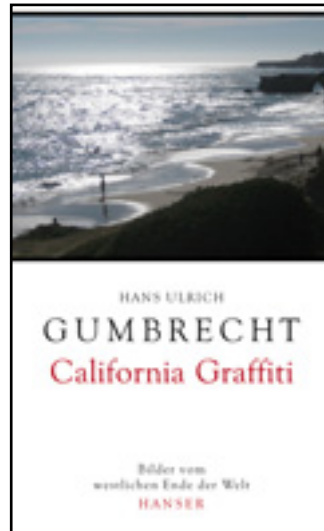


# HANSER



Hans Ulrich Gumbrecht

California Graffiti

Bilder vom westlichen Ende der Welt

ISBN: 978-3-446-23515-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23515-1>

sowie im Buchhandel.

Fünf Jahrzehnte fast hatte ich gelebt, ohne je mir vorzustellen, dass Geistliche auf Jobsuche gehen können. Sie fühlten sich alle, meinte ich, von Gott erwählt, hielten deshalb einer Konfession lebenslang die spirituelle Treue und würden von der Verwaltung ihrer jeweiligen Kirche immer neuen Gemeinden zugewiesen, was ihr eher bescheidenes, aber nie die Existenz in Frage stellendes Gehalt rechtfertigte. An jenem Nachmittag hörte ich nun auch von erheblichen kompetenz- und erfolgsabhängigen Einkommensunterschieden und von einer erstaunlichen Flexibilität, mit der amerikanische Geistliche bereit sein sollen, dem besten Angebot folgend sogar die Konfession zu wechseln. Es sei keinesfalls die Ausnahme für einen lutheranischen Pastor etwa, eine neue Stelle in einer methodistischen Gemeinde anzutreten. Denn primärer Bezugsrahmen und vor allem Arbeitgeber im religiösen Leben Amerikas ist die Gemeinde, nicht die Kirche oder Konfession als übergeordnete Instanz, und von dem Geistlichen erwartet die Gemeinde, dass er ihren besonderen Stil verkörpert, aufrechterhält und fortschreibt. Als Max Weber 1904 in die Vereinigten Staaten kam, um Verwandte zu besuchen, war er von solcher Dominanz der Religion als dem nichtstaatlich Privaten in der Organisation des gesellschaftlichen Lebens tief beeindruckt. Doch während Weber davon ausging, dass die – aus seiner europäischen Perspektive – kleinen religiösen Gemeinden Amerikas Bastionen der Vergangenheit waren, die sich gerade noch gegen die Verstaatlichung erhalten hatten, beherrschen sie am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts so kraftvoll und allgegenwärtig wie wohl nie zuvor den Sonn- und Alltag des Landes. Ganz gewiss sind sie nicht pauschal als Symptome eines neuen Konservatismus aufzufassen oder gar als Wirkungsspur einer Regierung, deren Präsident Töne und

Energien eines religiösen Fundamentalismus zum (verfassungsrechtlich höchst problematischen) Staatsdiskurs erhoben hat. Lebenszentrum der amerikanischen Gesellschaft ist eher ein persönliches und in der erweiterten Privatsphäre institutionalisiertes Verhältnis zu Gott, das historische Konjunkturen überdauert hat und Lebenszentrum geblieben ist. Europäische Intellektuelle übersehen diesen Sachverhalt oft, und zwar desto konsequenter, je sympathischer ihnen Amerika ist. Über neunzig Prozent aller Bürger der Vereinigten Staaten sollen an einen persönlichen Gott glauben, der sie persönlich liebt. Trifft dies zu, dann muss ebendiese doppelt persönlich geformte Beziehung zu Gott das eine Prinzip unserer Kultur sein, das alle ethnischen, konfessionellen, generationsübergreifenden und über das Christentum hinausgehenden religiösen Unterschiede vereinigt.

\*

»Mein Verhältnis zu Gott«, sagt ohne alle Ironie oder Willen zum *Aperçu* Teresa, die schwarze Elitestudentin, »ist wie das Verhältnis zu meinem Laptop. Auf beide verlasse ich mich im Alltag, aber ich vertraue ihnen auch meine geheimsten Gedanken und Gefühle an. Sie enttäuschen mich nie, und ich kann sie immer mitnehmen.«

\*

Wo sich die schachbrettartige Stadtstruktur auf private Häuser und die sie umgebenden Gärten öffnen, heißen sie »*suburban culture*« und sind Anlass für intellektuellen Spott und eine gewisse Verlegenheit unter ihren wohlhabenden Bewohnern – fast als hätten sie die historische Bestimmung verfehlt, so betonkompakt wie Manhattan zu sein. Im suburbanen Amerika wirken nur die regelmäßig eingestreuten Versorgungsblöcke aus Supermärkten und dichtgedrängten kleinen Geschäften kompakt. Nicht selten gehen sie in

Zonen über, wo man pro Areal eine Kirche findet. Wie die Geschäfte werben diese Kirchen mit großen, zur Straßenseite gewandten Schildern: »*Saint Thomas Aquinas Catholic Church – Father Patrick Labelle. Holy Mass: Sunday 11 a.m.*«; oder »*First Presbyterian Church – Reverend Robert Martin III. Service: Sunday 10.30 a.m. www.pres.org*«. Das Identitätsversprechen jeder Gemeinde wird auffallend stark vom Namen ihres Geistlichen mitgetragen (eine bemerkenswerte Ausnahme ist »*Ananda – Church of Self-Realization*«, die keinen Namen anbietet), während die Architektur über alle Konfessionen und Religionen hinweg erstaunlich uniform aussieht. Es ist, als habe in den siebziger Jahren eine unaufhaltsame Welle sakralen Bauens, getragen von einem Willen zum Modernismus mit abgeschmiegelten Radikalitätsspitzen, die Grünflächen der Westküste durchwaltet. Im legendären Harlem, an der nördlichen Peripherie Manhattans, das eben in den Sog einer alles zum Luxuriösen umstülpenden Investitionswelle gerät, sind viele Kirchen weißgestrichene Baracken oder Garagen auf ehemaligen Parkplätzen. Aber auch dort fehlt kaum je der Name des Geistlichen: »*The Pentecostal Church of Christ. Minister: Josiah H. Jackson*«. Zwischen der offenen Kirchentür und einem Autowrack flirten junge Afroamerikaner im aggressiv farbigen Sonntagsstaat. Ein Mann jenseits allen Alters, hochgewachsen, mit einem glänzenden Zylinder auf dem Prophetenhaupt und den vom schnellen Schritt in die Luft gehobenen Schwalbenschwänzen seines abgeschabten Gehrocks, winkt ihnen mit unweltlicher Würde zum sonntäglichen Abschied.

\*

Für diesen mild-sonnigen Ostersonntag haben mich Bekannte zum Gottesdienst in ihre Gemeinde, *The First Presbyterian Church of Palo Alto*, eingeladen. Die Geste wider-

spricht nach hiesigen Konventionen kaum der freundschaftlichen Distanz zwischen unseren Familien, und das etwas rätselhaft »First« im Namen der Kirche ist nicht mehr als das Ältestenrecht der in einer jeden Stadt zuerst gegründeten presbyterianischen Gemeinde. Für Palo Alto, eine wohlhabende Kleinstadt mit etwa sechzigtausend Einwohnern südlich von San Francisco und im Norden von Silicon Valley, ist es bei dieser einen *Presbyterian Church* geblieben. »Presbyterian«, habe ich mir angelesen, sind Gemeinden, welche von Calvins Theologie der Prädestinationslehre und der Realpräsenz Gottes geprägt waren, aber auf ihrem Weg über England in die Vereinigten Staaten durch mehrfache Wellen geistlicher Reform, zuletzt mit einer energischen Öffnung gegenüber allen Minderheiten, besonders gegenüber den Kulturen der Homosexualität, zu Positionen bemerkenswerter religiöser wie politischer Liberalität gelangt sind (mit individuellen Gemeindeausnahmen ist immer zu rechnen). Ich parke meinen Wagen, der ungewaschen und alt am Straßenrand sehr auffällig ist, und finde heraus, dass die Freunde noch nicht angekommen sind. Im Vorraum des Kirchengebäudes steht hinter einem Tisch voller Broschüren eine Frau, deren sorgsam faltige Miene zusammen mit der unbefleckbaren Sonntagsbluse alle Kriterien meines Lehrerinnen-Stereotyps erfüllt und die ein himmelblaues Plastikschildchen auf der Bluse als »Greeter« ausweist. Sie grüßt mich rollenkonform mit einer Höflichkeit, die sich mild vom Ton der Hotelrezeptionen unterscheidet und jedenfalls nicht in missionarisches Werben übergehen soll. Nein, Margaret und Ernie habe sie noch nicht gesehen, sagt Rose, die Begrüßerin, aber sie freue sich doch, dass ich zum Gottesdienst gekommen sei (»*that you came to worship with us*«). Zwanglos lässt sie mich dann in der mir fremden Welt eines allge-

meinen österlichen Wohlwollens stehen, wo Großeltern ihre Enkelkinder auf die Wange küssen und Damen um die sechzig wie routinierte Hebammen die erstaunlich vielen Neugeborenen in Augenschein nehmen. Alle spüren, dass ich ein Fremder bin und wollen umso freundlicher sein, ohne mir doch – im wörtlichen Sinn – zu nahe zu treten. Ich beschließe, nicht aus Höflichkeit um Lektürematerial zu bitten, denn das könnte mich am Ende ja zum Missionsfall machen.

\*

Bevor mein Warten auf die Freunde noch peinlicher wird, betrete ich das freundliche Kirchenschiff und setze mich, zunächst auf Distanz von den anderen Kirchgängern, in eine der hinteren Bänke. Jenseits des Altars lenkt ein längliches Fenster, etwas künstlich, aber wirkungsvoll, den Blick auf eine einzelne, hochgewachsene Kiefer. Kinderzeichnungen mit Motiven aus der Passionsgeschichte sind an einigen der Backsteinwände ausgestellt. Bald werden die Bänke angenehm voll, von Familien vor allem, ohne dass ich mich beengt fühle. Unter den Eltern dominieren gutgekleidete Mittvierziger: Ralph-Lauren-Polohemden und Röcke von Liz Claiborne, kurz genug, um nicht bigott zu wirken, aber auch nicht modisch ambitioniert. Sie kommen mit zwei oder drei Kindern zwischen Säuglings- und Teenageralter, die erstaunlich entspannt und doch gut erzogen wirken. Man begrüßt sich freundlich und anscheinend ohne vom Kirchenraum auferlegte Hemmungen. Asiatische, afroamerikanische oder mexikanische Gesichter kann ich kaum ausmachen – und die wenigen, die ich sehe, wirken so presbyterianisch wie alle anderen. Das Leben der Leute neben, vor und hinter mir muss im Gleichgewicht sein, denke ich unversehens, sie sind mit sich im Reinen, ohne selbstzufrieden zu wirken, und ich ertappe mich dabei, wie diese Intuitionen frei von Sarkasmus

oder Ironie durch mein Bewusstsein ziehen, ohne Phantasien von skandalösen Geheimnissen heraufzubeschwören, bei denen das, was ich sehe, zur »bloßen Fassade« würde. Manche Männer haben den Arm um die Schultern oder auch die Taille ihrer Frau gelegt und geben damit der Kirche, ebenso wie die Stimmen der Kinder, eine körperliche Gegenwart, die zärtlich und fast etwas scheu wirkt. Ruhig, hochgestimmt, freundlich ist die Welt um mich – und vielleicht ein wenig flach. So wie die drei Geistlichen, die ohne Orgelbrausen ins Kirchenschiff treten. Sie wirken wie die Trinität des amerikanischen Berufslebens: Der Chefpastor ist zehn oder fünfzehn Jahre vor dem Pensionsalter, ein Mann, der sich gut gehalten hat, dem man einen Tennisschläger in die Hand drücken möchte; sein Assistent sieht aus, als habe er noch viel vor, ohne dabei fanatisch werden zu können; zu ihnen gesellt sich eine Frau, offenbar wenige Jahre älter als der Pastor, die zeigt, dass sie stolz auf ihr volles graues Haar ist und auch darauf, in dieser Lebensphase wieder in ihren Beruf zurückgekehrt zu sein (im Gemeindeblatt zum Ostersonntag werden die finanziellen Bedingungen mitgeteilt, zu denen sie gerade ihren Dienst angetreten hat). Die drei Geistlichen tragen knöchellange liturgische Gewänder, in Schwarz die Männer und die Frau in Weiß – und anders als die liturgischen Gewänder eines katholischen Priesters oder eines lutheranischen Pastors verweisen sie nicht zurück auf eine Tradition. In Schnitt und Bestickung sind sie entschieden eleganter als kunsthandwerklich – wie ein Äquivalent der vorsichtig-modernen Kirchenarchitektur.

\*

Zur Eröffnung des Gottesdienstes rezitiert die Pastorin ernst und mit kräftiger Altstimme ein eigenes, offenbar sorgfältig vorformuliertes Gebet. Schon ihre ersten Worte schlagen

einen Ton an, der die Gemeinde in nüchterne Wachheit und aufmerksame Spannung versetzt: »Es mag ganz absurd wirken in diesen Tagen und in dieser Zeit, wenn wir behaupten, dass irgendeine Religion – zumal das Christentum als Religion des gegenwärtigen amerikanischen Imperiums – die Kraft der Versöhnung, des Heilens und des Wiederaufrichtens nach Zerstörung und Tod sein kann.« Niemand nimmt Anstoß oder reagiert mit Befremden. Anscheinend hat die Pastorin nur das Selbstbild aktiviert, welches die Gemeinde vereinigt. Es ist das Bild einer ethisch selbstkritischen gebildeten amerikanischen Mittelklasse, die sich für ihre Regierung verantwortlich bis schuldig fühlt und inzwischen vielleicht schon zur stärksten Meinungsgruppe im Land geworden ist. Der Ton kritischer Wachheit soll nicht mehr verhallen: In den Fürbitten werden zuerst die islamischen Opfer der amerikanischen Militärinterventionen erwähnt, und als der Pastor die Gläubigen einlädt, Menschen und Gruppen zu nennen, für die man beten soll, ruft bald ein Mann mit fester Stimme: »Die zu Unrecht Gefangenen und ohne Gesetz Gefolterten von Guantánamo«. Nicht einmal die ARD-Tagesschau ist stärker meinungsbildend in ihren moralischen Bewertungen der Weltpolitik.